

rischen Tragödie, uns zeigen, wenn wir ihn nur als ein Sathspiel aus den Diplomatenakten kennen würden! Daß unter den Männern, die Napoleons Ende miterlebten, die mit ihm seit seiner Schicksalswende da oder dort kürzer oder länger zusammentrafen, so viele waren, die das als ihr persönliches Erlebnis der Nachwelt überliefern wollten, macht es ihr nun möglich, aus diesen Berichten eine Hero-legende in ihren historischen Voraussetzungen zu werten. Wenn wir den Band: Napoleons Gefangenschaft und Tod. Sankt-Helena Erinnerungen. Herausgegeben von Paul Aré. Mit 13 Bildbeigaben nach Gemälden und Stichen. Opal-Verlag, Dresden 1922, der eine geschickte und sorgfältig bearbeitete Auswahl auch weniger bekannter Nachrichten über den berühmtesten englischen Gefangenen vereint, durchgelesen haben, so haben wir einen ganz anderen Eindruck des geschichtlichen Ereignisses gewonnen, das sich mit der Verbannungsfahrt Napoleons vollendete, als aus den Abstraktionen der politischen Folgen, die es hervorrief. Dem Heroenkult ist man heutzutage abgeneigt, man möchte die Massentwirkungen als das Agens der Geschichte ansehen, nicht die Hebel, die die Bewegung der Massentwirkungen auslösten, die Persönlichkeiten. Das sind Anschauungen, die sich nicht zu widerstreiten brauchen, die sich zusammenfinden und zusammenstimmen können. Aber um dem Massenstreben nachzugehen, muß man doch wieder den einzelnen hören, den »Mann auf der Straße« (wie der Engländer sagt) richtig sehen, seine Meinungen hören. So gewinnen die Memoiren Nichtberühmter einen eigenen geschichtlichen Quellenwert, den auszubeuten die Geschichtsschreibung jetzt nicht mehr verschmäht. Der Geist der »grande armée«, lebt er nicht noch in den zahlreichen Aufzeichnungen ihrer Subalternen, die ohne sie längst vergessen wären? Und der deutschen »Freiheitskriege« in denen ihrer Mitstreiter? Eine besondere nicht große Gruppe in der sehr ausgedehnten Memoirenliteratur der napoleonischen Zeit bilden die Erinnerungen derjenigen Deutschen, die nicht eigentlich für die Idee und die Interessen ihres Vaterlandes an den Kämpfen im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts teilnahmen und die man doch wiederum auch nicht freiwillige oder gezwungene Söldner nennen kann, weil damals in Deutschland der politische Einheitsgedanke und die politische Einheitsgestaltung fehlten. Das Abenteuerliche ist ihnen mehr als das Begeisterte, sie sind nüchterne Beobachter, weil sie nicht alles gleich in eine Beziehung zu einem hohen Ideal bringen; sie sind Gewährsmänner, man möchte sagen von einer neutralen Haltung, die nichts vergrößern oder verkleinern wollen. Damit überliefern sie wichtige Züge, die sonst dem Gesamtbilde mangeln würden. Während in den Erinnerungen der Franzosen und Spanier der Nationalhaß sprüht, haben die der Deutschen, die in die Kriegswildnisse der pyrenäischen Halbinsel gerieten, mehr oder minder die Zurückhaltung von Zuschauern eines auch für sie selbst gefährlichen Schauspiels. So beschreibt mit harmloser Selbstgenügsamkeit die »Wahre und abenteuerliche Lebensgeschichte eines Berliners, der in den Kriegsjahren 1807 bis 1815 in Spanien, Frankreich und Italien sich befand. Von Carl Schwarze. Herausgegeben, mit Anmerkungen und Nachwort versehen von Alexander von Gleichen-Rußwurm«. Drei Masken Verlag, München 1921, die soldatischen Abenteuer eines ehrsamem Buchdruckergehilfen. Das Buch hat seine hübsche Erneuerung verdient, als ein nicht unwesentlicher Beitrag zur Geschichte des deutschen Söldnertums, die ja bis heute leider noch nicht aufgehört hat, zu den aktuellen politischen Vorgängen zu gehören, und die ihren eigentümlichsten Repräsentanten wohl in Seume hatte. Als eine in ihrer ursprünglichen Schlichtheit ergreifende Stimme aus dem Volke, als ein gerade jetzt kennenswertes Zeugnis der Armseligkeit schlimmer deutscher Friedensjahre können die »Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel, des Böttchers Carl Scholl. Herausgegeben und mit Handzeichnungen begleitet von M. und J. Rehse-ner. Friedrich Andreas Berthes, Stuttgart-Gotha 1922, die die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts umfassen, manchen Beitrag für die Erklärung der sozialen Zustände liefern, denn dieser ehrsame und redliche Handwerker hat in seiner Lehr- und Wanderzeit, über die er hauptsächlich berichtet, mancherlei erfahren, was er schmucklos mit naiver Treuherzigkeit wieder-

erzählt, sodaß das Büchlein, ohne psychologische Kotletterie und Kunstfertigkeit geschrieben, gerade deshalb psychologisch interessant wird. Eine andere Sehnsüchte, einen anderen Umblid hatte man freilich, wenn man ein gebildeter Mann von guter Familie war, wie der lustige August Rudolf Friedrich Schaumann. Er hatte etwas erlebt, den jungen Hannoveraner führte die von ihm gewählte militärische Laufbahn bereits in den endenden Knabenjahren als Fähnleinjunger gegen die französische Revolutionsarmee. Dann fand er ein Unterkommen bei der Postverwaltung, wie wir heute vielleicht sagen würden. 1808 wurde er Kriegskommissar bei der hannoversch-englischen Legion, die als eine Elitetruppe sogar Heinrich Heine in seinen »Reisebildern« rühmte. Bis 1815 weilte er auf dem französisch-spanisch-portugiesischen Kriegsschauplatz, in welchem Jahre er sich als Generalkommissar im Ruhestand nach seiner Vaterstadt Hannover zurückzog, um hier bedachtsam, behaglich, biedermeierisch schnörkelnd und doch gar nicht stubenhöckerig in neun oder noch mehr dicken Bänden seine Memoiren kalligraphisch aufzuschreiben und mit Aquarellen, im Rowlandsonstil, dann und wann ein anderes Blatt kopierend, auszustieren. Diese Memoiren, die beinahe zu einer Geschichte der deutsch-englischen Legion wurden, sind nicht allein »kulturbistorisch interessant« und unterhaltsam, sie sind auch durch ihre freie Art in Auffassung und Ton — die englischen Traditionen wirken hier mit — wichtig. Ihr Autor war kein Samaschenhengst, sein Blick war freier, und so hat er sich um manches gekümmert, was andere deutsche Kriegserinnerungen jener Tage nicht sehen konnten oder wollten. Die Ausstattung mit den farbigen Bildwiedergaben, die der Verlag dem Werke gab, macht es zu einer repräsentativen Bibliothekzierde und verstärkt den posthumen literarischen Ruhm des braven Schaumann, der bis zu seinem Tode kein Kopfhänger gewesen zu sein scheint. Einen Ruhm, den er nicht erstrebte, der aber trotzdem wohlverdient ist. Man kann ihn den Kavaliereutoren beizählen, jenen Schriftstellern, die literarisch solche Stoffe, mit Vorliebe auch in autobiographischen Formen, verwerteten, wie Schaumann sie nachschmeckend zu kleinen Schmunzeln über ausgekostete Lebensfreuden gern benutzte. Nur daß er unmittelbar schrieb, weil er nicht an eine Veröffentlichung dachte. (Kreuz- und Querzüge von August Rudolf Friedrich Schaumann, Deputy Assistant Commissary General in Englischen Diensten. Herausgegeben von seinem Enkel Conrad v. Holleuffer, mit einem Geleitwort von Fedor v. Zobeltitz. F. A. Brockhaus, Leipzig 1922.) Anders als die aliterarischen Memoiren sind ja die Aufzeichnungen der durch ihre Berufe federgewandt gewordenen Schriftsteller. Sie wägen eher die Zeilen, sie haben aber auch das Bestreben, die literarische Form nicht zu vernachlässigen, die literarische Wirkung nicht außer acht zu lassen. Das gilt immerhin auch für ihre Briefwechsel. Schon deshalb, weil in diesen die literarischen Angelegenheiten zu überwiegen pflegen. Dadurch kommt dann freilich ein gewisser papierner Ton in solche Lebensurkunden, für den nicht stets Form und Gehalt entschädigen werden. Aber mögen sogar die Anekdoten aus dem Leben auf die Pointe hin stilisiert sein, es sind doch nicht lediglich die literarischen Beziehungen, die die Briefbücher und Lebenserinnerungen von Schriftstellern wertvoll machen. Und auch nicht lediglich die biographischen Daten, an denen die Literaturhistorie sich erfreut. Es sind die Beispiele der Entwicklung geistigen Lebens und geistiger Lebensfähigkeit, die qualitativ und quantitativ hier aufgespeichert sind. Und es ist ja auch nicht stets die Stubenatmosphäre, in der sie wuchsen. Gerade die letztere Annahme hat manches Fehlurteil veranlaßt, so über den Literaturpapst Gottsched, der ein recht vielseitiger und weltgewandter Mann gewesen ist, mit praktischem (organisatorischem würden wir heute vielleicht in Deutschland sagen) Blick, der in seinen späten Lebensjahren sogar den Naturwissenschaften viel Aufmerksamkeit zuwandte. Die Überschätzung, die neuerdings hin und wieder seine Unterschätzung ausgleichen wollte, darf das Urteil über ihn gewiß nicht trüben. Doch hatte er sicherlich ein anderes Format als sein Leipziger Epigone Rudolf von Gottschall. Der Geschmacksrichter Gottsched und seine Perückenwürde verleugnen sich zwar auch nicht in dem Briefwechsel, den er mit dem Naturforscher Ledermüller führte, der nach Namen und Taten etwas von einer E. T. A. Hoffmannschen Gestalt hatte. Aber ebensowenig lassen sich echte Gelehrsamkeit, Laune und Umsicht in diesen alten Blättern vermissen, die gerade dadurch merk-